

(Nachdruck verboten.)

36j

## Foma Gordjew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

„Nun, fang an!“ sagte Foma weich und wandte sich vor dem durchdringenden Blick der schmalen Augen des Bauern ab.

„Also Gott sei Dank!“ sagte der Baumeister, indem er sein Wams bedächtig zuknöpfte und eine wichtige Miene aufsetzte. Dann betrachtete er, den Kopf langsam wendend, das Gerüst auf den Balken, die durch einen fünf Saßchen breiten Wasserstreifen von einander getrennt waren, und schrie plötzlich laut auf:

„Au—uf die Plätze, Kinder!“

Die Bauern verstreuten sich über die Balken, bildeten schnell einzelne gedrängte Haufen bei der Winde am Bord, und ihre Gespräche verstummten. Einige hatten geschickt das Gerüst bestiegen und blickten schweigend herab, indem sie sich an den Stricken festhielten.

„Seht nach, Kinder!“ ertönte die laute, ruhige Stimme des Baumeisters. „Ist alles in Ordnung? Wenn ein Frauenzimmer gebären soll, dann hat sie keine Zeit, Hemden zu nähen... Nun... Betet jetzt!“

Der Baumeister warf seine Mütze aufs Deck, erhob sein Gesicht zum Himmel und bekreuzigte sich. Und alle Bauern erhoben ihre Köpfe zu den Wolken und begannen mit ihren Händen weite Bogen zu beschreiben, indem sie ihre Brust mit dem Zeichen des Kreuzes bedeckten. Manche beteten laut, und ein gedämpftes Murmeln verschmolz mit dem Plätschern der Wellen:

„Gott segne uns!... Die heilige Jungfrau und der heilige Nikolaus...“

Foma hörte diese Aufrufe mit an, und sie legten sich ihm wie eine Last auf die Seele. Alle hatten ihre Köpfe entblößt, nur er hatte vergessen, seine Mütze abzunehmen, und der Baumeister riet ihm eindringlich, als er mit dem Beten fertig war:

„Auch Sie sollten Gott bitten...“

„Bleib' bei Deiner Arbeit, mir hast Du nichts zu sagen!“ antwortete Foma und blickte ihn zornig an.

Je weiter die Arbeit vorrückte, desto bedrückender und kränkender war es für ihn, sich zwischen diesen ruhigen Menschen überflüssig zu fühlen, die ihrer Kraft sicher waren, und die daran gingen, einige Tausend Rubel vom Grunde des Flusses für ihn heraufzuziehen. Er wünschte, es möchte ihnen mißglücken, damit alle vor ihm verlegen würden, und durch seinen Kopf huschte der böshafte Gedanke:

„Vielleicht reißen noch die Ketten...“

„Kinder! Aufpassen!“ schrie der Baumeister. „Fangt alle auf einmal an. Gott segne uns!“ Und plötzlich schlug er die Hände in der Luft zusammen und schrie gellend auf:

„Lo—o—os!“

Die Arbeiter fingen seinen Schrei auf und schrien alle auf einmal erregt und angestrengt:

„Lo—o—os! Es geht!“

Die Rollen quietschten und knarrten, die Ketten rasselten vor Anstrengung beim Heben der Last, die sich plötzlich an sie hängte, und die Arbeiter, die ihre Brust gegen die Hebel der Winde gestemmt hatten, brüllten und stampften schwer auf dem Deck herum.

Zwischen den Balken plätscherten lärmend die Wellen, als wollten sie ihre Beute den Menschen nicht abtreten. Ueberall um Foma herum spannten sich die Stricke, die Ketten und die Laxe an und zitterten vor Anstrengung, sie krochen wie riesige graue Würmer auf dem Deck an seinen Füßen vorbei; die Ketten hoben sich Glied um Glied in die Höhe und fielen klirrend herab, und das betäubende Brüllen der Arbeiter überlante alle Laute.

„Es geht schon, es geht schon, es geht...“ fangen sie alle auf einmal triumphierend. Und in die dichte Welle ihrer Stimmen drang, wie ein Messer ins Brot, die gellende Stimme des Baumeisters ein und zerschchnitt sie:

„Kinder! Gebt acht... alle auf einmal — auf einmal...“

Foma wurde von einer seltsamen Erregung erfaßt; ihn überlante der leidenschaftliche Wunsch, mit diesem lauten Brüllen der Arbeiter, das weit und mächtig wie der Fluß war, mit diesem aufreizenden Knarren, Quietschen, Klingeln des Eisens und mit dem wilden Plätschern der Wellen zu verschmelzen. Von der Kraft dieses Wunsches bedeckte sich seine Stirne mit Schweiß, er riß sich plötzlich vom Mastbaum los und stürzte ganz bleich vor Aufregung in großen Sprüngen zur Winde hin.

„Alle auf einmal! Auf ei—inmal...“ schrie er mit wilder Stimme. Er lief zum Hebel der Winde, prallte in vollem Schwunge mit der Brust dagegen an, und begann, ohne den Schmerz zu fühlen, brüllend um die Winde herumzugehen, indem er sich mit den Füßen kräftig gegen das Deck stemmte. Etwas Mächtiges und Heißes ergoß sich in seine Brust und ersehte die Anstrengung, die er angewandt hatte, um den Hebel zu drehen. Eine unaussprechliche Freude stürmte in ihm und machte sich in erregtem Schreien Luft. Ihm war, als wende er den Hebel allein durch seine eigene Kraft, indem er die Last hob, und als wüchse seine Kraft immerfort. Mit gebeugtem Rücken und gesenktem Kopf ging er wie ein Sitter der Schwere der Last entgegen, die ihn zurückwarf, ihm aber doch nachgab. Jeder Schritt nach vorwärts erregte ihn immer mehr, jede verausgabte Kraft wurde in ihm sogleich durch den Andrang von brennendem wildem Stolz ersetzt. Ihm schwindelte, die Augen waren blutunterlaufen, er sah nichts, und fühlte nur, daß die Last von ihm wich, daß er siegte, daß er jetzt gleich mit seiner Kraft etwas Ungeheures, das ihm den Weg vertrat, umstoßen und bezwingen würde, und daß er dann leicht und frei, von stolzer Freude aufatmen könnte. Zum erstenmal in seinem Leben verspürte er ein so mächtiges, vergeistigendes Gefühl und trank es mit der ganzen Kraft seiner gierigen hungrigen Seele, berauschte sich daran und ergoß seine Freude in laute, jubelnde Rufe im Einklang mit den Arbeitern:

„Es geht schon, es geht, es geht...“

„Halt! Jetzt fest drauf los! Halt, Kinder!“

Foma wurde vor die Brust gestoßen und taumelte zurück. „Gratuliere zum glücklichen Ausgang, Foma Ignatijtsch!“ beglückwünschte ihn der Aufseher, und die Falten in seinem Gesicht zuckten in freudigen Strahlen. „Gott sei Dank! Sie sind wohl müde?“

Ein kalter Wind blies Foma ins Gesicht. Ein fröhlicher Lärm der Befriedigung erhob sich um ihn; die Bauern kamen, sich scherzhaft zankend, mit einem fröhlichen Lächeln auf den schweißigen Gesichtern auf ihn zu und umringten ihn dicht. Er lächelte verlegen: seine Erregung war noch nicht erkaltet und ließ ihn nicht begreifen, was vorgefallen war, und warum alle um ihn herum so freudig und zufrieden waren.

„Wir haben hundertundsiebzigtausend Rubel wie einen Kettich aus dem Gartenbeet gezogen!“ sprach jemand.

„Der Herr sollte uns einen Eimer Schnaps spendieren.“

Foma stand auf einem Haufen von Laxe und schaute über die Köpfe der Arbeiter. Zwischen den Balken, dicht an ihrem Bord, war eine dritte, schwarze, glitschige, beschädigte, von Ketten unwickelte Barke erschienen. Sie war ganz krumm und schien von einer schrecklichen Krankheit aufgedunsen zu sein, schwach und plump hing sie über dem Wasser zwischen ihren Genossinnen und stützte sich auf sie. Der zerbrochene Mastbaum steckte traurig drauf; über das mit Rostflecken besäete Deck rannen rötliche Wasserstrahlen, die wie Blut ansahen. Ueberall auf dem Deck lagen Eisenhaufen, schwarze, nasse Holzstücke und Stricke umher.

„Ist sie oben?“ fragte Foma, der nicht wußte, was er beim Anblick dieser formlosen, schweren Masse jagen sollte, und den der Gedanke kränkte, daß seine Seele nur deswegen so aufgeschäumt und voll Freude gewesen war, um dieses schmutzige, zerbrochene Ungeheuer aus dem Wasser zu ziehen.

„Wie steht es denn damit?“ fragte Foma unbestimmt den Baumeister.

„Das schadet nichts!“ Man muß sie schnell ausladen und einen Trupp von etwa zwanzig Zimmerleuten hinschicken, sie werden sie im Handumdrehen in stand setzen!“ sagte der Baumeister mit tröstender Stimme.

Und der blonde Bursche lächelte breit und fröhlich Foma ins Gesicht und fragte:

## Spanische Bücherzensur.

Wenn man von Rußland und der Türkei abieht, leidet kaum ein Land mehr unter der Willkür der Behörden als Spanien. Heute hat Spanien ein liberales Ministerium, und doch hörten wir von den größten Willkürakten gegen die Gegner des Regierungssystems, von der verfassungswidrigen Verhängung der Censur gegen ein kleines republikanisches Blatt, dessen Platten von den Gendarmen regelmäßig gewaltsam zerschlagen wurden, so daß der Redacteur zuletzt den Kampf aufgeben mußte, und mit seinem Weib „El Pais“ in das Ausland wanderte. In Spanien hat man sich durch Jahrhunderte hindurch daran gewöhnt, daß die Presse den größten Beschränkungen unterworfen ist, größeren Beschränkungen sogar als in Deutschland und in Oestreich. War in Oestreich vielfach bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Censur in den Händen der Geistlichkeit, so hatte Spanien den Vorzug einer doppelten Censur, einer weltlichen und einer geistlichen. Die Inquisition überwachte die ganze litterarische Thätigkeit, sie war bemüht, die Verbreitung aller ihr gefährlich erscheinenden Lehren zu verhindern. Spanien ist das klassische Land des Katholizismus und der Intoleranz, in dem nicht nur die Keger öffentlich verbrannt, sondern ganze Bibliotheken dem Feuerode überantwortet wurden. Es war ein frommer Gebrauch, Freudenfeuer mit hebräischen Bibeln, mit Talmud und Koran anzuzünden; es sind Fälle bekannt, wo Tausende in hebräischen oder arabischen Lettern gedruckte Bücher gleichzeitig verbrannt wurden.

Im Jahre 1502 wurde verordnet, daß in Castilien kein Buch gedruckt, eingeführt und zum Verkaufe gestellt werden dürfe, bevor es geprüft und von der berufenen Behörde, nämlich von der Geistlichkeit, genehmigt worden wäre. Aber die gewöhnlichen Geistlichen schienen dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein, man bedurfte der Hilfe der Inquisition. Diese entwand die Bücherzensur der gewöhnlichen Geistlichkeit, wie sie auch die Kegerverfolgung zu ihrem Monopole gemacht hatte. Karl V. teilte die Verantwortung der Censur zwischen einem königlichen Rat, der beauftragt wurde, den Manuskripten die Druckerlaubnis zuzubilligen oder zu verweigern und der Inquisition, die das Recht erhielt, gegen die mit der Druckerlaubnis versehenen Bücher das Verbot der Verbreitung auszusprechen, wenn sie dieselben für gefährlich hielt. Dieses Gesetz wurde im Jahre 1554 gegeben, 1558 mit neuen Ausführungsbestimmungen publiziert und blieb dann in Kraft bis zur Verfassung von 1812, also bis in die kurze Periode napoleonischer Herrschaft in Spanien.

Während dieses Viertel-Jahrhunderts wirkte die Censur in folgender Weise: Jedes Manuskript mußte dem Superintendenten oder Richter für die Angelegenheiten der Presse eingereicht werden. Es wurde gelesen und korrigiert von einem Censor des Rates. Nach der Drucklegung verglich ein Generallorreferat das Buch mit dem Manuskript Wort für Wort, um festzustellen, ob allen Anordnungen des Censors Rechnung getragen wurde. Behandelte das Werk Angelegenheiten, bei denen ein specielles Wissen Voraussetzung war, so wurde es noch einer Specialzensur unterworfen, so z. B. alle koloniale Fragen behandelnden Werke der Censur der Kolonialbehörde (Consejo de las Indias), alle medizinischen Bücher dem Präsidenten des Ober-Medizinalrats usw. Harte Strafandrohungen waren gegen diejenigen gerichtet, die ihre Werke im Auslande drucken lassen wollten. Der Censor mußte mit der größten Strenge vorgehen, und zwar im eignen Interesse, ließ er nämlich etwas in dem Werke stehen, was Anstoß erregen könnte, so war jeder Leser verpflichtet, den Verfasser und den Censor bei der Inquisition zu denunzieren. Gesah dies oder eröffnete die Inquisition aus eigenem Antriebe ein Verfahren, so übertrug sie die Untersuchung an zwei ihrer Mitglieder. Waren diese beiden in ihrem Urteil übereingekommen, dann wurde die Entscheidung dem höchsten Inquisitionsgerichte zu Madrid unterbreitet. Diese Entscheidung war eine endgültige, ein Appell gegen dieselbe nicht möglich. Das Buch wurde in das Verzeichnis der verbotenen Werke aufgenommen und außerdem der Verfasser verfolgt. Seit dem Jahre 1550 veröffentlichte die Inquisition regelmäßig Listen der verbotenen Bücher und zwar nicht nur der in Spanien gedruckten, sondern auch der aus dem Auslande eingeführten. Diesem Verzeichnisse waren genaue Anordnungen für die Buchhändler und die Zollbehörden angefügt. Die Bücher waren unterschieden in unbedingt dem Staate und den Sitten schädlichen Werken, deren Besitz allein schon genügte, in den Verdacht der Ketzerei zu kommen; eine andre Abteilung bildeten die Bücher, in denen einzelne Sätze und Ansprüche anstößig waren, diese waren verboten, bis sie in einer gereinigten Ausgabe veröffentlicht seien, oder bis die Exemplare der Inquisition vorgelegt und von ihr die inkriminierten Stellen unleserlich gemacht worden waren.

Die Inquisition hatte auch das Recht und die Pflicht, die Buchhandlungen ohne vorherige Anzeige zu durchsuchen, die Bücherpakete an den Grenzen zu prüfen und die Einfuhr und den Schmuggel verbotener Bücher zu verhindern. In allen Häfen des Staats waren Kommissäre der Inquisition thätig, die nicht früher das Ausladen

„Werden wir ein Schnäpschen kriegen?“  
„Du wirst wohl noch warten können!“ sagte der Baumeister streng zu ihm. „Du siehst ja — der Herr ist müde . . .“

Die Bauern sagten darauf:

„Wie sollte man da nicht müde werden?“

„Das ist keine leichte Arbeit!“

„Wenn man's nicht gewohnt ist, wird man schon müde dabei.“

„Wenn man's nicht gewohnt ist, wird man auch vom Breffessen müde.“

„Ich bin nicht müde,“ sagte Foma düster, und wieder erklangen die ehrerbietigen Ausrufe der Bauern, die ihn immer dichter umringten:

„Wenn jemand Lust zur Arbeit hat, ist sie eine angenehme Sache.“

„Wie ein Spiel.“

„In der Art, wie wenn man sich mit einem Frauenzimmer die Zeit vertreibt.“

Nur der blonde Bursche beharrte unerschütterlich auf seiner Bitte:

„Euer Gnaden! Wie wär's mit einem Eimer Schnaps, was?“ sagte er lächelnd und seufzend.

Foma blickte auf die härtigen Gesichter vor ihm und fühlte den Wunsch in sich, ihnen etwas Kränkendes zu sagen. Aber in seinem Kopf war alles verwirrt, er fand keine Gedanken darin und sagte endlich zornig, ohne sich dessen bewußt zu sein:

„Ihr möchtet nur immer saufen! Es ist Euch ganz gleich, was Ihr thut! Ihr solltet aber darüber nachdenken, warum und wozu das alles so ist? Ach, Ihr!“

Die Gesichter der ihn umringenden Bauern drückten Verblüffung aus: die blauen und roten härtigen Leute begannen zu seufzen, sich hinter dem Ohr zu kratzen und von einem Fuß auf den andern zu treten. Manche blickten Foma hoffnungslos an und wandten sich zur Seite.

„Ja, — ja!“ sagte der Baumeister seufzend. „Das schadet nicht! Das heißt, darüber nachzudenken, wie und warum alles ist . . . Das sind vernünftige Worte.“

Der blonde Bursche hatte aber seine besondere Ansicht darüber; er lächelte gutmütig, schwenkte den Arm und erklärte:

„Wir kommen nicht dazu, bei der Arbeit nachzudenken! Wenn wir eine haben — dann drauf los! Unsere Sache ist einfach: wenn man einen Rubel verdient hat, dann wird Gott gelobt! Wir können alles machen.“

„Weißt Du denn, was man machen muß?“ fragte Foma, der durch den Widerspruch gereizt war.

„Alles . . . das eine und das andre.“

„Und was ist für ein Sinn darin?“

„Für unsern Stand ist in allem derselbe Sinn . . . sich das Brot und die Steuern zu verdienen — dann lebt man! Und wenn man noch was zum Trinken hat . . .“

„Ach Du!“ rief Foma verächtlich aus. „Du sprichst auch mit! Was verstehst Du denn?“

„Ist denn das Verstehen unsre Sache?“ sagte der blonde Bursche und schüttelte den Kopf. Es langweilte ihn schon, mit Foma zu sprechen; er hatte ihn im Verdacht, daß er keinen Schnaps spendieren wollte, und war ein wenig böse.

„Nun also!“ sagte Foma belehrend; er war zufrieden, daß der Bursche ihm nachgegeben hatte, und bemerkte nicht die auf ihn gerichteten schiefen, spöttischen Blicke. „Aber derjenige, der versteht, der fühlt, daß man für die Ewigkeit arbeiten muß . . .“

„Das heißt, für Gott!“ erklärte der Baumeister, indem er die Bauern anblickte, und fügte fromm aufseufzend hinzu: „Das ist wahr, o, wie wahr das ist!“

Foma wurde vom Wunsch erfüllt, etwas Wahres und Gewichtiges zu sagen, damit alle diese Menschen ihn in irgend einer Weise anders behandelten, denn ihm mißfiel es, daß sie alle, außer dem Blondem, schwiegen und ihn mit so gelangweilten, finsternen Augen feindselig und schief anblickten.

„Es muß so eine Arbeit sein,“ sagte er und seine Brauen zuckten, „so eine, daß die Leute nach tausend Jahren sagen sollen: das haben die Bauern von Bogorodsk gemacht . . . ja! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

\*) Die Thatsachen über die Inquisition sind dem trefflichen Werkchen von Chr. V. Langeois, L'inquisition d'après des travaux récents (Paris 1902, G. Bellais) entnommen.

der Waren gestatten durften, bevor sie sich nicht überzeugt hatten, daß verbotene Bücher und Zeitungen an Bord nicht zu finden seien. Die „legerischen“ Kaufleute, vor allem die Engländer mußten sich in der Theorie derartige Besuche immer gefallen lassen, aber in der Praxis konnten sie sich durch Bestechungen dieser unerwünschten Besuche erwehren. Dieses erfolgreiche System von Bestechungen führte zu dem Scherz, daß die fremden Seelente das Santo Officio (das heilige Amt der Inquisition), Santo Ladrocinio (heiliger Diebstahl) bezeichneten.

Der Index der spanischen Inquisition, das Verzeichnis der von ihr verbotenen Bücher, ist eine noch bedeutend interessantere Lektüre, als der heute noch existierende viel berühmtere und oft citierte Index des heiligen Stuhls und der früher auch bedeutungsvolle der Pariser Sorbonne (der Pariser Universität). Denn die beiden letzt erwähnten enthalten bloß die Namen der verbotenen Bücher, während die spanische Inquisition in ihren Verzeichnissen auch die Stellen angab, welche getilgt werden mußten, wenn ein verdächtiges Buch verkauft werden dürfte. Die Censur der Inquisition verschärfte sich im Laufe der Zeit; Bücher, deren Vertrieb in Spanien in früherer Zeit gestattet waren, wurden später untersagt. Im Jahre 1640 wurden z. B. die Schriften des großen deutschen Humanisten Erasmus verboten, desselben Erasmus, der nicht bloß ein Hünfling Karls V. war, sondern den sogar der Kardinal Alfons Manrique, des Erzbischofs von Sevilla und Generalinquisitor mit dem heiligen Augustin und andren Heiligen verglichen hatte. Die spanische Bibelübersetzung, die Alfons X. von Castilien im 13. Jahrhundert veranlaßt hatte, wurde im 16. Jahrhundert verboten, ebenso wie der Koran. Nicht nur waren die Schriften aller Reformatoren, wie Luthers und Zwinglis verboten, genau ebenso wie die Schriften gegen den katholischen Glauben war alles verpönt, was gegen das monarchische Interesse in Spanien geschrieben wurde; so z. B. selbst eine Schrift des Historikers Mariana über die Münzpolitik. Späßhaft ist, daß im Jahre 1642 die Pamphlete gegen den allmächtigen Minister Olivarez verboten wurden und im Jahre 1643, nach dem Sturze desselben, alle zu seinen Gunsten geschriebenen Werke. Wie man von Philipp II. sagen konnte, er sei päpstlicher als der Papst gewesen, so gilt das Gleiche auch von der spanischen Inquisition; der Index der römischen Kirche, der von dem Kardinalkollegium in Rom hergestellt wird, war noch immer liberaler als der Index der Inquisition. Während in Rom die „göttliche Komödie“ von Dante erlaubt war, wurde sie im 17. Jahrhundert wegen dreier Stellen in Spanien verboten. Vielsach wurde von den Inquisitoren zwischen den Zeilen gelesen, Gründe des Verbots gefunden, die fern ablagen von den Absichten eines Verfassers. Dies schuf selbst bei den frommsten und loyalsten Schriftstellern Unsicherheit und das mußte auf die Entwicklung der ganzen Litteratur wirken. Ist es ja bekannt, daß selbst Cervantes eine Stelle im zweiten Teile seines Don Quixotes streichen mußte, obgleich seine Rechtgläubigkeit und Harnlosigkeit über allem Zweifel erhaben war.

Die Verteidiger der Inquisition können für ihr Verfahren anführen, daß bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein von bürgerlichen Gewalten in katholischen und nichtkatholischen Reichen in gleicher Weise verfahren wurde, wie von der spanischen Inquisition. Unter Napoleon III. herrschte auch die Censur, vor allem über Schriften, die aus dem Auslande eingeführt wurden, bei denen man auch sich nicht schente, die der Regierung unliebsamen Stellen unleserlich zu machen. In Rußland herrscht heute noch die strengste Censur im Lande, alle aus dem Auslande kommenden Zeitungen und Bücher müssen, soweit sie überhaupt eingeführt werden dürfen, an denjenigen Stellen „geschwärt“ werden, wo über Rußland nicht zur Freude der Regierung berichtet wird. Noch entschiedener geschieht die Absperzung von der Litteratur des Auslandes in der Türkei. Der Index der römischen Kirche ist heute noch in Kraft und für alle rechtgläubigen Katholiken maßgebend. In Oestreich existiert noch das objektive Verfahren, das mit der Censur eng verwandt ist. Auch in Deutschland erfreuen wir uns noch lange nicht der vollen Pressefreiheit. Sicherlich kam die Censur die Entwicklung des menschlichen Geistes, das Hervortreten von Richtungen, die den herrschenden Gewalten un bequem sind und gefährlich werden können, nicht verhindern; Rußland ist hierfür der beste Beweis, wo immer von neuem revolutionäre Ideen aufstehen und Anhänger gewinnen. Aber der schwere Druck, den die Censur ausübt, die gesteigerten Schwierigkeiten, den Massen Aufklärung und neue Ideen zuzuführen, ist in Rußland wie in Spanien nicht zu leugnen.

Spanien, das am Ausgang des Mittelalters eine glänzende Litteratur besaß, sah sie verdorren, sah die Wissenschaft zu Grunde gehen. Selbst eine so unpolitische Wissenschaft wie die Philologie litt schwer unter den Verfolgungen der Inquisition, noch mehr natürlich die Geschichtswissenschaft. Man begünstigte sich nicht, Schriften zu prüfen und zu verbieten, man verbot sogar die Fortsetzung begonnener Werke. Dies erduldeten noch im Jahre 1779 die Verfasser einer spanischen Litteraturgeschichte. Die spanische Litteraturgeschichte ist gleichzeitig eine Martyriologie der spanischen Schriftstellerei. Fast alle Großen der spanischen Litteratur und Wissenschaft sind mit der Inquisition in unangenehme Berührung gekommen. Zum mindesten mußten sie bei jedem Wort, das sie niederschrieben, Rücksicht nehmen auf die Stimmung der „heiligen Väter von der Inquisition“. So manches blieb ungeschrieben, oder zum mindesten ungedruckt mit Rücksicht auf die geistliche Censur. Die Glanzzeit der Inquisition, ihre höchste Macht, fällt zusammen mit dem Tiefstande

der spanischen Litteratur. Während in Frankreich und in England Philosophie, Geschichte, schöne Litteratur blühten, war in Spanien der Friede des Kirchhofs eingekehrt.

Nicht nur die modernen Ideen wurden verfolgt, auch alle die religiösen Richtungen innerhalb des Katholizismus, die denselben zu vertiefen suchten, die aus den frommsten und unzweifelhaft rechtgläubigen Motiven hervorgegangen waren. Diejenigen Männer, die die Frömmigkeit und die Gottesanbetung auf die höchste Stufe bringen wollten, wurden genau so verfolgt, ihre Werke ebenso unterdrückt, wie die Schriften eines Luthers, eines Calvins und anderer Gegner des Katholizismus. Freilich, in der Theorie erklärte die Inquisition, daß man bei frommen Richtungen sehr schwer Heiligkeit von frevelhafter Gefinnung unterscheiden könne. Wohl gäbe es heilige Leute, die wirklich von göttlichen Eingebungen erleuchtet sind, aber auch der Satan erleuchte, und dann gäbe es auch Menschen, welche gerade durch die übertriebene Frömmigkeit zu täuschen suchten. Es fehle ein zuverlässiges Erkennungsmittel, um diese Richtungen zu scheiden. Hieraus erklärt es sich, daß die berühmtesten Vertreter des spanischen Mystizismus im Kampfe standen mit der Inquisition, wenigstens so lange, bis ihre Lehren von Rom anerkannt wurden. Ja, Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, wurde am Beginne seiner Laufbahn zweimal von der Inquisition verhaftet, und ähnlich ging es manchem andren, der nachher von der römischen Kirche heilig gesprochen wurde.

So sehen wir in Spanien alles unterdrückt, was nicht bis auf die unbedeutendste Kleinigkeit mit den herrschenden Anschauungen des Staates und der Inquisition übereinstimmte. Jahrhundertlang währte dieser Druck; noch hat Spanien sich von demselben nicht erholt, noch leidet es schwerer unter den Folgen Jahrhunderte langer geistiger Knechtung. Sicher ist es falsch, und das Korn Wahrheit in der Falschheit ist übertrieben, wenn man den politischen und den wirtschaftlichen Niedergang Spaniens, wie dies von liberalen Historikern früher geschehen ist, auf die Inquisition und auf das Walten des Katholizismus zurückzuführen sucht, aber sicher hat dem spanischen Volke die Inquisition die schwersten Wunden geschlagen, sicher ist es, daß eines der begabtesten Völker, das zu den größten Erwartungen berechnete, geistig geknickt wurde durch das Bündnis der Unduldsamkeit, das der spanische Absolutismus mit der Inquisition geschlossen hat und das noch heute nachwirkt. — A. B.

## Kleines Feuilleton.

k. Die Wissenschaft vom Kuf. Ein sehr amüsantes Buch hat unter den Titel „Der Kuf und seine Geschichte“ Dr. Christoph Prop, Professor der romanischen Philologie an der Universität Kopenhagen, erscheinen lassen. Der Verfasser warnt seine Leser zwar zu Beginn vor der Gefahr, über dieses schöne Thema überhaupt etwas zu lesen, aber dann behandelt er den Gegenstand mit großer Freiheit und Unparteilichkeit. Von den vielen angeführten Definitionen, was ein Kuf ist, seien einige wiedergegeben. So sagt Paul Verlaine: „Der Kuf ist die feurige Begleitung auf der Tastatur der Zähne zu den lieblichen Liedern, die die Liebe einem bremenden Herzen singt.“ Ein lateinisches Epigramm lautet: „Was ist süßer als Meth? Der Tau des Himmels. Und was ist süßer als Tau? Honig vom Hybla. Was ist süßer als Honig? Nektar. Als Nektar? Ein Kuf.“ Auch der den Kuf begleitende Ton ist von vielen Völkern und Dichtern untersucht und in der Regel humoristisch oder satirisch erklärt worden. So sagt Johannes Jørgensen: „Das Plätschern der Wellen gegen die Stranddiesel ist wie der Klang langer Küsse.“ In dem „Tagebuch des Versüßers“ von Sören Kierkegaard spricht Johannes von den Brautpaaren, die sich zahlreich bei seinem Onkel zu versammeln pflegten: „Ohne Unterbrechung hört man die ganzen Abende hindurch einen Klang, als ob jemand mit einer Fliegenlapppe umherginge: das sind die Küsse der Liebenden.“ Noch drastischer ist der deutsche Ausdruck: „Der Kuf tönte, als wenn eine Kuh ihr Hinterbein aus einem Sumpf zieht“, und ein alter dänischer Ausdruck lautet: „Er küßte sie so, daß es gerade so klang, als wenn man die Hörner niedergeworfener Kühe abschlägt.“ „Auf den Lippen jedes Mädchens sitzt der Kuf wie eine Rose, die sich nur danach lehnt, abgepflückt zu werden.“ So sagte man im Mittelalter. Wenn die französischen Dichter ein schönes und begehrenswertes Weib schilderten, sagten sie von ihrem Mund, er müsse wohlgeformt und süß zum Küssen sein.“ Was die Frauen von einem Kuf erwarten, ist schwieriger zu beantworten; aber es ist allbekannt, daß sie einem bärtigen Mann den Vorzug geben. So heißt es von einem Heidenen in einer rumänischen Wallabe: „Ich bin noch zu jung zum Heiraten, mein Bart ist noch nicht gesproßt. Welche verheiratete Frau würde mich denn küssen?“ Denselben Gedicht findet man bei den Frauen des nördlichen Europa. In Deutschland sagt man z. B.: „Ein Kuf ohne Bart ist ein Ei ohne Salz.“ Die jungen Holländerinnen meinen dasselbe, ebenso heißt es auf den friesischen Inseln, und auf Island kann man hören: „Ein Kuf ist nicht nur ein Klang, er muß auch Geschmack haben, er muß kräftig und süß sein.“ Oder: „Einen Burschen ohne ein Priemchen Tabak und ohne

Wort küssen ist als ob man eine Lehmwand küßt." Andererseits sollte ein Mann nicht zu nah um den Mund sein, denn die Mädchen sagen von ihm höhnisch: "Er ist gut zu küssen, wenn man durstig ist", oder in Deutschland: "Einen Kuß mit Saucce bekommen." Dr. Nypes begünstigt durchaus die leichtsinnige Ansicht, daß ein Kuß ein Ding ohne Folgen ist. Die Italiener behaupten: "Ein Mund ist darum nicht schlechter, weil er geküßt worden ist", und ein französischer Dichter der Jetztzeit sagt: "Daß, zwei Küsse. Man küßt sie aus wie zwei Kugeln, die das Ziel verfehlen, und der Ehre ist Genüge gethan." In Norwegen heißt ein Lied: "Jens Johanssen, der tapfere Gote, gab dem Mädchen einen guten Kuß auf den Mund, er küßte sie einmal und dann wieder, aber jedes Mal war sie in gleicher Weise froh." In Deutschland sagt man: "Einen Kuß kann man zwar abwischen, aber das Fener im Herzen nicht löschen." Gestohlene Küsse sind die süßesten. Den Gedanken, den wir mit der Redensart bezeichnen, "einen gestohlenen Kuß zurückgeben", drücken die Spanier so aus: "Schilt Deine Mutter Dich, daß Du Dir einen Kuß hast geben lassen, so nimm ihn zurück, liebes Mädchen; dann muß sie den Mund halten." Auch eine französische Anekdote berichtet von einem Studenten, der sich die Freiheit nahm, ein junges Mädchen zu küssen. Sie wurde jedoch sehr ärgerlich und nannte ihn einen unverschämten Laffen, worauf er mit unwiderleglicher Logik entgegnete: "Lieber Gott, Fräulein, kränken Sie sich nicht. Wenn der Kuß Ihnen unangenehm ist, so geben Sie ihn mir zurück." Freundschafterlicher scheint das Uebererintommen zwischen einem dänischen Paar gewesen zu sein, das die Verlobung auflösen wollte. "Es ist am besten, daß wir die ausgelassenen Briefe zurückgeben", sagte er. "Gut", erwiderte sie, "sollten wir aber nicht gleichzeitig auch alle unsere Küsse zurückgeben?" Das geschah, und so wurde das Verlöbniß — neu geschlossen. Ueber die juristische Seite des gestohlenen Kusses sei folgendes Beispiel angeführt, das die Ansicht der englischen Rechtsprechung über den Gegenstand vor sechzig Jahren feingzeichnet: Im Jahre 1837 verklagte Mr. Thomas Saverland Miß Caroline Newton, die aus seiner Nase ein Stück herausgebissen hatte, als er sie im Scherz zu küssen versuchte. Er wurde aber mit seiner Klage abgewiesen, und der Richter begründete dies folgendermaßen: "Wenn ein Mann ein Mädchen gegen ihren Willen küßt, darf sie ihm die Nase abbeißen, wenn sie will." "Und sie aufessen, falls es ihr beliebt," fügte ein spähiger Rechtsanwält hinzu.

### Theater.

Schiller-Theater. "König Harlekin". Ein Maskenspiel von Rudolf Lothar. — Das Stück ist in der vorletzten Saison schon einmal in einem Berliner Theater zur Aufführung gekommen, indessen, ohne es zu einem durchschlagenden Erfolg und längerer Lebensdauer zu bringen. Daß ein plebejischer Harlekin, in die Brunkgewänder eines heimlich ermordeten Prinzen schlüpfend, durch seine Komödiantenkunst alle Welt zu läuschen vermag, daß er nach berühmten Mustern durch Schlächten, die andre für ihn schloßen, zum Gott, zum Schild und Schirm des Vaterlandes wird, daß die Großen sich vor ihm beugen und daß der Priester unter dem Jubel des Volkes bei brausendem Orgellang die Gottesquadrantone ihm auf das Haupt drückt — das ist ein Einfall, der, in Märchenform etwa, zu einer prächtigen phantastisch-satirischen Persiflage auf das hochhelle Königtum sich hätte anschlänzen lassen. Aber mit diesem geistreichen Grundgedanken ist, was sich zum Ruhme des Lotharschen Werkes sagen läßt, in der Hauptsache leider erschöpft. Die Ausführung hinkt mühsam, im weiten Abstände, hinter der Idee zurück. Die Satire, die man erwartet, bleibt in halben Ansätzen stecken. Und um durch bloßes Maskenspiel ein seltsam geheimnisvolles Durcheinander von Schein und Wirklichkeit die tieferen Kräfte der Phantasie in stimmungsvoller Spannung zu versehen, wie es Schnitzler z. B. in seinem "Grünen Kaladu" so wunderbar verstanden hat, dazu gebietet es Lothar an dichterischer Gestaltungskraft. Was er in diesem Sinne bietet, ist etwa mit Ausnahme der Schlusscenen, wo der zum Harlekin zurückverwandelte Prinz von einer improvisierten Weiterbühne herab mit höhnenndem Doppelsinn seine eigne Geschichte der ahnungslosen Hofgesellschaft vorspielt — dürre Rechenkunst. Eine kalte, äußerliche Theatralik, die mit bewußtem dramatische Raffinement auf allerhand scenische Qualitäten hinarbeitet, drückt als tote Ueberfracht jede intimere Wirkung, die sich da und dort etwa hervorwagen will, immer wieder rasch zu Boden. Viel mehr noch als bei der Letztüre tritt bei der das schnell hinwuschende Wort im hellen Bühnenlicht verleblichenden Aufführung die krasse Unnatur der Scenen hervor. Das liegt in der Natur der Sache. Die Schauspieler trifft daran keine Schuld. Auch bei noch besserem Spiel wäre der Eindruck kein anderer gewesen.

Die äußerst anspruchsvolle Rolle des Harlekin fand durch Rudolf Vettinger eine treffliche Darstellung; zumal die schwierigen Schlußcenen gelangen ihm über Erwartung. Gut war auch der finstere Tankred von Max Patteg. Weniger glücklich als die Besetzung der männlichen Rollen — auch der Nebenrollen — schien uns, von der Prinzessin Else Wasas abgesehen, die der weiblichen. Der Beifall, der keinem Akte fehlte, steigerte sich nach dem Schlußakt, dem weitaus interessantesten, aus dessen Idee heraus vielleicht das ganze Drama geboren ist, zu lautem, langanhaltendem Applaus. Der Regisseur dankte im Namen des Dichters. — dt.

### Technisches.

— Wasserdämmung mit Cementbrei. Ueber die Bewältigung großer Wassermengen beim Schachtbleiben durch Verfeinerung der natürlichen Wasseradern berichtet Bergdirektor Biede in Hwidau in dem "Jahrbuch für das Berg- und Hüttenwesen im Königreich Sachsen". Beim Abteufen des genannten Rundschachtes von 4,1 Meter lichten Durchmesser wurden in 63 Meter Tiefe größere Wassermengen (ca. 600 Liter in der Minute) erschroten, welche von der im Schacht hängenden Pumpe nicht mehr bewältigt werden konnten. Wegen Mangel an Wasser war der Einbau einer zweiten Pumpe nicht angängig, im Interesse des Abteufbetriebes eine dauernde Unterstützung der Pumpe durch Wasserförderung nicht durchführbar. Man entschloß sich daher zu einem Versuche, das Wasser im Gestein selbst abzdämmen und zu diesem Zweck dünnflüssigen Cement unter Druck in die natürlichen Wasseradern des Gebirges einzuleiten, das Wasser in demselben thunlichst weit zurückzudrängen und durch das Erhärten des Cementbreies eine Verfeinerung der Wasseradern herbeizuführen. Man erweiterte zunächst die wasserführende Aflust an den bloßgelegten Stellen, verschloß sie nach Einlegung eines zweizölligen Gasrohres durch eingetriebene Holzpföcke und Keile und preßte sodann mittels einer Handpumpe dünnen Cementbrei in das Rohr. Die Wasserader nahm insgesamt 9 Tonnen (je 120 Liter festen Inhalts) Cement auf. Die Wassereintrittsstelle wurde vermauert und die Mauerung wiederum mit Cement hinterfüllt. In gleicher Weise wurden auch die in oberen Teufen erschlossenen Wasserzuleite durch Einbringen von Cement in die feiner Zeit in die Schachtmauer eingelegten Wasserabfluhrohre unschädlich gemacht. Da das Freilegen der wasserführenden Schicht, die Erweiterung und Verleitung der Aflust bei gleichzeitigem starken Wasserzuluß sich als zeitraubend und schwierig erwiesen hatte, ging man späterhin beim Anfahren von wasserführenden Klüften dazu über, das Bloßlegen derselben zu vermeiden und die Cementinjurgung durch eine Reihe von am äußeren Munde der Schachtscheibe bis auf die Aflust gestohener Bohrlöcher einzuführen. — (Technische Rundschau.)

### Humoristisches.

— Das Amusement im Ueberbrell. Direktor: Sie, Schlicher, vergessen Sie nicht, die Herrschaften in Loge 4 wollen um halb zehn geweckt werden! —

— Originell. Fremder: "Ist die Dame ohne Unterleib nicht mehr bei Ihnen?"

Schaubudenbesitzer: "Ne, der frochen Person habe ich Deine gemacht. —

— Praktisch. Gast: Hier steht ja: "Nachtglocke zum Arzt", — lohnt denn bei Ihnen ein Arzt im Haus?

Wirt: Nein, wohnen thut er hier im Hause nicht, aber wissen Sie, er sikt jede Nacht bei mir und spielt Skatl. — (Lustige Blätter.)

### Notizen.

— Das Deutsche Theater bringt am 1. März vier Entakter Max Dreher's: "Puh", "Ecclesia triumphans", "Volkserklärung" und "Stichwahl" zur Aufführung. —

— "Die Wienerin", ein Lustspiel von Hermann Vahr, wird noch in dieser Spielzeit am Berliner Theater in Scene gehen. —

— Das neue Coquelin-Gastspiel im Schauspielhaus wird am 10. März mit "Chrano von Bergerac" beginnen. —

— Wo das Geld bleibt. "Ne seine Nummer" hat dem Metropol-Theater in 50 Aufführungen 195 345 M. eingebracht. —

— Gustav Friesch's Lustspiel "Das Komplott" erzielte bei der Aufführung im Wiener Burgtheater nur einen mäßigen Erfolg. —

— Der achte Synchron-Abend der königlichen Kapelle (Dirigent: Felix Weingartner) findet am 9. März statt. —

— Das Oratorium "Sankt Franziskus" von Vater Hartmann wurde bei der Aufführung im Wiener Musikvereinssaal nicht mit dem Beifall aufgenommen, den man erwartet hatte. —

— An Stelle Eugen Brachts ist in den Senat der Akademie der Künste der Maler Ludwig Passini gewählt worden. —

— Professor O. R. Witt von der Charlottenburger Technischen Hochschule hat einem Ruße als Dozent der chemischen Technologie an der Wiener Technischen Hochschule nicht Folge geleistet. Witt ist der Herausgeber der Wochenchrift "Prometheus". —